



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Marokko und die deutsche Antwortnote. Morengas Unterwerfung. Der Parteitag der freisinnigen Volkspartei.)

Die Lage in Marokko ist noch immer unberechenbar. Die Wirren haben noch zu keiner Entscheidung geführt, und die Berichte lauten widersprechend. Während die europäischen Bewohner der marokkanischen Küstenstädte sehr trübe in die Zukunft sehen, urteilen die Meldungen des Generals Drude, des französischen Befehlshabers, sehr optimistisch, und beide Seiten mögen von ihrem besondern Standpunkt aus Recht haben. Denn daß bei allen militärischen Aktionen der örtliche Erfolg des Augenblicks auf seiten der Europäer ist, unterliegt wohl keinem Zweifel, so wenig auch die wilde Tapferkeit und der kriegerische Sinn der Marokkaner unterschätzt werden darf. Aber die europäischen Ansiedler wissen, daß mit solchen Einzelerfolgen gegenüber der fanatisierten marokkanischen Bevölkerung wenig anzufangen ist, und deshalb fürchten sie die Rückwirkungen eines lange währenden Kriegszustandes zwischen europäischen Mächten und Marokkanern, eines Kriegszustandes noch dazu, der nicht einmal ein wirklicher Krieg ist und ihnen nicht einmal Garantien für einen genügenden Schutz durch ihre eignen Freunde bietet.

Um in dieser unerquicklichen Lage endlich einen Schritt weiter zu kommen, hat sich Frankreich mit Spanien dahin verständigt, daß beide Mächte eine provisorische Polizei in Marokko organisieren wollen, diese natürlich aus europäischen Mannschaften, Spaniern und Franzosen. Die Kosten wollen die beiden Mächte einstweilen ebenfalls übernehmen. Sie haben von dieser Absicht den andern Mächten in einer diplomatischen Note Mitteilung gemacht. Unter den Antworten, die darauf eingegangen sind, ist nach der Lage der Sache die deutsche von besondrer Bedeutung. Nachdem vor zwei Jahren der Einspruch Deutschlands gegen die französische Marokkopolitik der ganzen Frage eine neue Wendung gegeben hatte, ist die öffentliche Meinung in Frankreich in diesem Punkte nervös geworden. Wurden ja doch geüffentlich die eigentlichen Beweggründe des deutschen Vorgehens in der französischen Presse möglichst verdunkelt. Damals hatte die deutsche Regierung nicht die geringste Gewähr, daß die französische Politik die deutschen Interessen respektieren werde. Ja sie hatte allen Grund, das Gegenteil anzunehmen, da Herr Delcassé in fast herausfordernder Weise Deutschland auszuschalten suchte. Wenn damals Deutschland bei der Wahrnehmung seiner berechtigten Interessen nahe an einen Konflikt mit Frankreich geriet, so war es doch nur die Art der Behandlung der Sache von französischer Seite, die es dahin gebracht hatte. Sobald darin eine Änderung eintrat, hörte auch die marokkanische Frage auf, einen Konfliktstoff zwischen Deutschland und Frankreich zu liefern. In Frankreich aber scheint man immer noch daran zu denken, daß es uns Vergnügen macht, die Marokkofrage als eine Handhabe zu betrachten, wodurch wir Frankreich Schwierigkeiten und Verdruß bereiten. An diesem Vorurteil ist freilich die jetzige französische Regierung gänzlich unbeteiligt. Sie hat bei Eintritt des Zwischenfalls von Casablanca Deutschland gegenüber den Weg vertrauensvoller Verständigung betreten und ist von dieser Haltung seitdem nicht abgewichen. So ist auch die Antwort, die Deutschland auf die letzte Pariser Note wegen der Organisation einer provisorischen französisch-spanischen Polizei in den bedrohten marokkanischen Hafenstädten erteilt hat, an den offiziellen Stellen in Frankreich mit Befriedigung aufgenommen und ganz richtig gedeutet worden, während sich im übrigen ein Teil der Presse den Anschein gibt, als sei diese Antwort ein neuer Beweis des Übelwillens gegen Frankreich. Die deutsche Regierung konnte nämlich ein ganz vorbehaltloses Einverständnis mit den Mitteilungen der französischen und spanischen Regierung nicht aussprechen. Sie mußte, wenn auch in der höflichsten

und maßvollsten Form, immerhin feststellen, daß die Einrichtung der geplanten Polizei mit der Algecirasakte nicht im Einklang stehe. Denn eine Polizei von Marokkanern mit französischen und spanischen Instruktoren, wie sie die Algecirasakte fordert, ist doch recht wesentlich verschieden von einer Polizeimannschaft, die überhaupt aus Franzosen und Spaniern besteht und von den beiden europäischen Mächten unterhalten wird. Das mußte die deutsche Regierung in ihrer Antwortnote deutlich hervorheben und die Versicherung der französischen und spanischen Regierung, daß es sich nur um eine vorläufige Maßregel handle, gewissermaßen unterstreichen, damit nicht der Anschein erweckt werde, als ob die freundliche und loyale Behandlung der Sache durch die französische Regierung etwa der Anlaß sein könnte, daß Deutschland den seinen berechtigten Interessen entsprechenden Standpunkt verläßt. So weit können wir natürlich nicht gehn. Darum hat die Regierung auch den Befürchtungen, die sie an ein wenn auch nur vorübergehendes Hinausgeh'n über die Algecirasakte knüpft, offenen Ausdruck gegeben. Es ist nämlich zu besorgen, daß die auf ihre Unabhängigkeit eiferlüchtigen Marokkaner in solchen Maßregeln, deren provisorischer Charakter ihr Mißtrauen nicht beseitigen kann, einen Angriff der Fremden auf ihre Rechte sehen, und daß dadurch der Fanatismus der leidenschaftlichen Bevölkerung gegen die Europäer erregt wird. Dann kommt es erst recht zu neuen Ausschreitungen. Die europäischen Ansiedler werden schwer geschädigt, und die ganze Lage wird schwieriger als zuvor. Deshalb erscheint die Mahnung der deutschen Regierung, die sie ihrer Antwortnote in geschickter Form einfügt, sehr am Platze, daß nämlich solche Experimente, die auf den Fanatismus der eingebornen Bevölkerung von Marokko in ganz unberechenbarer Weise wirken können, nur unternommen werden sollten, wenn man eine ausreichende Truppenmacht zum Schutze der Europäer an Ort und Stelle hat. Dieser Hinweis ist besonders berechtigt, weil der erste Angriff der Franzosen auf Casablanca und das Bombardement der Stadt offenbar übereilt ausgeführt worden sind, wodurch der Schaden, den die Europäer in der Stadt erlitten haben, sehr vergrößert wurde. Daß die deutsche Antwortnote mit der Hervorhebung ihrer Bedenken keine unfreundlichen oder mißgünstigen Absichten gegen Frankreich verfolgt, sondern nur die wirklichen Interessen der in Marokko lebenden Deutschen und damit auch der andern europäischen Ansiedler im Auge hat, wird dadurch bewiesen, daß das Recht der Franzosen, Genugthuung für die Ermordung ihrer Landsleute in Casablanca zu fordern, wiederum, wie immer von Anbeginn der Wirren an, unbedingt anerkannt wird. Aber wir wollen das weitere Vorgehn der Franzosen in der Polizeifrage davon getrennt wissen. Bemerkenswert ist übrigens, daß auch von spanischer Seite hervorgehoben wird, die beiden Sachen müßten getrennt werden. Genugthuung für Casablanca sei Frankreichs Sache allein, nur in der Polizeifrage hätten Frankreich und Spanien gemeinsam zu handeln.

Bedauerlich ist, daß durch Ausschreitungen in Casablanca, an denen auch französische Truppen beteiligt sind, Deutsche schwer an ihrem Eigentum geschädigt worden sind. Daß unsre Regierung entschlossen ihre Entschädigungsforderungen geltend macht und daran festhalten wird, zeigt sich darin, daß sie diese Entschädigungen schon vorläufig aus der Reichskasse hat zahlen lassen. Wir dürfen dabei auch auf die Bereitwilligkeit der französischen Regierung rechnen.

Aus Deutschsüdwestafrika kommt die erfreuliche Kunde, daß Morenga seine Unterwerfung angeboten hat. Zwar sind die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen, und man muß bei diesen Führern der aufständischen Hottentotten immer noch auf Zwischenfälle gefaßt sein. Aber die Lage hat sich jetzt dadurch wesentlich verändert, daß die geheime Unterstützung der Aufständischen durch die kapländischen Behörden aufgehört hat. Diesen Behörden mochte wohl schon seit längerer Zeit zum Bewußt-

sein gekommen sein, daß sie mit der Nichtachtung der Interessensolidarität der weißen Rasse in Afrika zu ihrem eignen Schaden arbeiten. Es war eine kurzsichtige und törichte Politik, die nur dahin führen konnte, die Autorität der Weißen gegenüber den Eingebornen überhaupt zu erschüttern. Die Kapregierung konnte schon verschiedene Anzeichen beobachten, daß ihr früher kundgetaner Grundsatz, die Anerkennung der Aufständischen im deutschen Schutzgebiet als kriegführende Partei müsse das Vertrauen ihrer eignen eingebornen Bevölkerung zur britischen Herrschaft befestigen, falsch und unhaltbar sei. Aber trotzdem ließ sie sich durch das eigne Mißtrauen gegen die deutsche Kolonialherrschaft im Nachbarlande und durch die Exzesse englischer Zingoblätter immer wieder bewegen, an der alten fehlerhaften Politik festzuhalten, bis von London aus infolge der verbesserten Stimmung in der europäischen Politik andre Einflüsse geltend gemacht wurden, die den standalösen Handreichungen an rebellische Eingeborne ein Ende machten. Der schlaue Räuber Morenga hatte wohl gehofft, öfter von englischem auf deutsches Gebiet und umgekehrt hinüberwechseln zu können. Aber er hatte für das letzte Überschreiten der Grenze des deutschen Schutzgebiets einen unglücklichen Augenblick gewählt, als gerade die Kapregierung von London aus verständigt wurde, der Regierung des deutschen Schutzgebiets die Hand zu bieten. Nun konnte er nicht mehr darauf rechnen, sich mit derselben Leichtigkeit wie früher der deutschen Verfolgung zu entziehen, da ihm bei wiederholtem Übertritt auf englisches Gebiet das Schicksal der Auslieferung oder, was auf dasselbe hinausläuft, der Nichtaufnahme drohte. Das scheint ihm, als er aufs neue Zuflucht jenseits der Grenze suchte, klar geworden zu sein. Vielleicht hat ihn das bewogen, seinen Frieden mit der deutschen Landesregierung zu machen. Aber man darf sich bei dem wetterwendischen Sinn dieser Leute vorläufig noch nicht zuviel davon versprechen. Immerhin ist damit eine erfreuliche Wendung eingetreten, und wir rücken nun der Zeit näher, wo wir an den stetigen, friedlichen Ausbau auch dieses Schutzgebiets denken können. Inzwischen schreitet ja auch der Bau der Eisenbahn im Süden des Schutzgebiets immer weiter vor, sodaß eine Wiederholung der peinlichen Lage, in die die deutschen Truppen bei der Unterdrückung des Aufstandes — dank der Kurzsichtigkeit und dem Unverständnis des frühern Reichstags — gerieten, nicht mehr zu befürchten ist. Der Aufstand hat, so bedauerlich die Opfer sind, die er uns namentlich an deutschem Blut gekostet hat, wenigstens das Gute gehabt, daß er die Aufmerksamkeit in mehr als gewöhnlichem Maße auf Südwestafrika gelenkt hat, und daß es jetzt fast überall im Reich Leute gibt, die mit den Eigenheiten dieses Landes aus eigner Anschauung vertraut sind. Das wird sicher einen wohlthätigen Einfluß auf das allgemeine Urteil ausüben.

In der innern Politik nähern wir uns der Zeit, in der man sich lebhafter den Vorbereitungen auf den parlamentarischen Winterfeldzug zu widmen beginnt. Der Monat September ist die Zeit der Parteitage und Kongresse. Jetzt hat der Parteitag der deutschen Sozialdemokraten begonnen, nachdem die freisinnige Volkspartei soeben in Berlin getagt hat. Die Stellungnahme der Linksliberalen zu den gegenwärtig im Vordergrund stehenden politischen Fragen ist gerade jetzt von besonderm Interesse. Nicht etwa als ob der freisinnigen Volkspartei eine besondere Bedeutung und ein besonderes Gewicht beizulegen wäre. Im Gegenteil, die Partei hat sich von ihrem tiefen Daniederliegen noch nicht wieder so weit erhoben, daß sie auf größere parlamentarische Bedeutung Anspruch erheben könnte. Auch die selbstbewußten und hoffnungsfreudigen Reden der Parteiführer und Delegierten können diese Tatsache nicht widerlegen. In einer durch und durch realpolitisch gerichteten Zeit hat der sogenannte „entschiedne“ Liberalismus bei uns die Rolle einer „unentwegten“, in Wahrheit unfruchtbaren und philisterhaften Opposition durchzuführen versucht, ohne doch die Kraft der vollkommen rücksichtslosen Verneinung zu haben,

und seine beständig zur Schau getragne Prinzipientreue, die vielmehr in Prinzipienreiterei ausartete, kontrastierte seltsam mit der Inkonsequenz und Schwächlichkeit seiner Taktik. Daher glückte es dem extremen Sozialismus, das große Heer der Urteilslosen, die auf freieitlich klingende Schlagworte eingeschworen sind und hinter jeder nörgelnden besserwissenden Kritik überlegne Weisheit sehen, dem Liberalismus zu entfremden. Die unruhig hastende, schwer arbeitende Zeit war dem Typus des räsonnierenden Stammtischpolitikers alter Art, woraus sich der alte Freisinn in seiner Blütezeit rekrutierte, nicht günstig. Nun wird aber ein objektives Urteil trotzdem zugestehn müssen, daß der Liberalismus auch in seinen radikalen Formen immerhin ein Einfluß ist, den wir in dem Gewebe der Parteimeinungen nicht ganz entbehren möchten. Der Schwäche und Unfruchtbarkeit dieses Liberalismus, seiner praktischen Unbrauchbarkeit verdanken wir einen bedeutenden Teil der sozialistischen Verirrungen, die uns jetzt das Leben schwer machen. Es ist aber nicht nötig, daß der „entschiedne“ Liberalismus immer so unzeitgemäß, so schemenhaft doktrinär, so philisterhaft unverständlich bleibt, wie er es bisher gewesen ist. Man kann im Gegenteil manche Erscheinung in dem bisherigen freisinnigen Parteileben als geradezu unvereinbar mit einer wirklich liberalen Anschauung bezeichnen. Eine kommende Zeit wird es z. B. nicht verstehn, wie eine liberale Partei dazu kommen konnte, sich den Anfängen unsrer kolonialen Entwicklung zu versagen und sogar zu widersetzen, statt an der Spitze zu marschieren, wie es echter Liberalismus gefordert hätte und der alte Liberalismus auch tatsächlich forderte. Jetzt tagt es nun wirklich auch in der freisinnigen Volkspartei. Die junge Generation verlangt danach, die Grundsätze einer wirklich liberalen Weltanschauung mit den praktischen Forderungen der Zeit in Einklang zu bringen. Noch sind freilich manche Kinderkrankheiten nicht überwunden — Parteien retten gewisse Kindereien unter Umständen selbst in das Schwabenalter hinüber. Aber bei diesem letzten Parteitage war das Bestreben deutlich zu erkennen, eine realpolitische Richtung gegen den alten, stumpfsinnigen Parteischlendrian zur Geltung zu bringen. Und so hat man sich denn, wenn auch mit offenbarem Widerwillen und unter tausend Bedenken, zu der Blockpolitik des Fürsten Bülow bekannt, eine Tatsache, die sich auch durch die allgemeine Fassung der angenommenen Resolutionen und durch viele Vorbehalte und prinzipielle Verwahrungen nicht verdecken läßt. Es ist eben doch endlich die Einsicht gekommen, daß die politische Lage, wenn man nicht direkt zur Zentrumshegemonie zurückkehren will, die Blockpolitik gebieterisch fordert, daß eine Absage der Freisinnigen nur einen noch größern Schaden für den Liberalismus bedeuten würde, und daß von einem Aufgeben der Parteiprinzipien und Parteiziele bei der Mitwirkung an der Blockpolitik gar nicht die Rede zu sein braucht. Mit dem Siege dieser Erkenntnis kann man zufrieden sein.

Stendhal=Henry Beyle. Der 1842 verstorbene Henry Beyle, der seine Bücher unter dem Pseudonym Stendhal veröffentlicht hat, gehört zu den Glücklichen, die ein paar Jahrzehnte nach ihrem Tode berühmt werden. Das Wiederaufleben seines Andenkens in Deutschland mag Nietzsche zu verdanken sein, der ihn als Geistesverwandten liebte. Übrigens ist Stendhal von Goethe geschätzt worden, und er hat seinerseits Deutschland gekannt. In den Jahren 1806 bis 1808 war er Kriegskommissar des Oberdepartements, eines Teils des Königreichs Westfalen, und wohnte in dem Schlosse Richmond bei Braunschweig. Hier verkehrte der Abteirat von Ganderheim, Friedrich von Strombeck, viel mit ihm, ein universell gebildeter Mann, der den zwölf Jahre jüngern Franzosen lieb gewann. Er sagt von diesem: „er war wissenschaftlich gebildet, bei echt französischer Lebhaftigkeit von einer Gutmütigkeit, die nicht übertroffen werden konnte. Fast täglich besuchte er mich, verweilte mit mir bisweilen ein paar Tage auf meinem Landgut; und selbst auf meinen Harz-

und Brockenexkursionen, die ich auch in jener Zeit nicht einstellte, war er mein Gefährte.“ (Frankfurter Zeitung Nummer 96, erstes Morgenblatt.) Einen seiner Romane: Die Kartause von Parma, hat Arthur Schurig (bei Eugen Diederichs in Jena 1906) deutsch herausgegeben. Die Geschichte spielt am Hof eines fingierten Fürsten von Parma. Schurig bemerkt jedoch in der Einleitung, nicht die Jammergestalten der kleinen italienischen Höfe des neunzehnten Jahrhunderts seien die Modelle von Stendhals Romanfiguren, sondern die großen Menschen der Renaissance. „Dem Fabrizio del Dongo [so heißt der junge Held des Romans], diesem wunderlichen Enthufiasten, schaut Alexander Farnese aus den Augen, den wir als Papst Paul den Dritten kennen. Seine Tante war die berühmte Banozza, die Maitresse des nachmaligen Papstes Alexanders des Sechsten, den Stendhal in sein Herz geschlossen hat, wiewohl ihn die Tradition als Ungeheuer zu schildern pflegt. Eben dieser Banozza ähnelt die Duchessa Sanseverina, die daneben eine Schwester der Mona Lisa Lionardos sein mag. Banozza war die Mutter der Lucrezia Borgia, die der Kardinal Bembo in feinsinniger Liebe angebetet und die den Lord Byron in der Ambrosiana zu einem kleinen, selbstgefällig eingestandnen Diebstahl verführt hat. Mosca endlich [der Geliebte der Duchessa, der zärtlichen Tante des Helden] hat seinen gentilen Ahnherrn zweifellos in Machiavelli, und die liebliche Clelia Conti [die Geliebte Fabrizios] ist dem Rahmen eines Bildes von Correggio oder Guido Reni entstiegen.“ Gut charakterisiert wird der lebensweckende Einfluß der unter Napoleon einmarschierenden Franzosen auf die von Despoten und Priestern eingeschlaferten Italiener und die Weichtäter- und Maitressenwirtschaft, in die Italien unter der Restauration zurückfiel. Was jedoch die Personen des zweibändigen Romans betrifft — ihre Modelle mögen aus dem sechzehnten oder aus dem neunzehnten Jahrhundert stammen —, so lassen sie, seelenlos wie sie trotz aller Leidenschaft sind, das deutsche Gemüt kalt. Ihre drei- und mehrrehtigen Verhältnisse, ihre Intriguen, die verrückten Abenteuer des jungen Fabrizio erscheinen als ein nur mäßig amüsantes Puppenspiel, und es ist einem ziemlich gleichgültig, ob man die Puppen zuletzt am Galgen baumeln oder auf dem Paradebett liegen sieht. Erst gegen das Ende gewinnt der Held einigermaßen unsere Sympathie. Er kehrt, ungezwungen, aus dem Palast seiner Tante in seine Kerkerzelle zurück, wo man ihn vergiften will, nur weil er dort seine Clelia verstoßen sehen kann, deren Vater der Festungskommandant ist. Das sieht beinahe groß aus. Fabrizio entwickelt sich mehr und mehr zu einem Romeo, der aber widerlich anmutet, weil er Koadjutor des Erzbischofs von Parma mit dem Anspruch auf Nachfolge ist und wirklicher Erzbischof wird, ehe er seine Romeorolle ausgespielt hat. Er entsagt übrigens seinem Amte und stirbt jung als Mönch in der Kartause. Die Personen sind naiv gläubig und völlig gewissenlos, ausgenommen Clelia, die eine Heilige ist, was sie jedoch nicht abhält, dem Fabrizio ein Kind zu schenken. Vielleicht darf man in dem Roman einen Beitrag zur Psychologie des jesuitischen Katholizismus sehen.

Mehr Zusammenfassung der historischen Disziplinen! Wir haben häufig Gelegenheit, beim Lesen historischer Arbeiten zu bedauern, daß ihre Verfasser, oft ausgezeichnet in einer Teildisziplin, etwa der Wirtschafts- oder der Rechtsgeschichte unterrichtet, dabei aller Kenntnisse in benachbarten Disziplinen bar zu sein scheinen. Besonders drängt sich diese Beobachtung angesichts der landesgeschichtlichen Literatur auf. Sucht da zum Beispiel jemand*) die seelische Art des Tiroler Volkes nach seinen Weistümern zu zeichnen und bemerkt gelegentlich: „Es ist freilich kaum möglich, auf

*) Wir meinen die tüchtige Arbeit von Arens „Das Tiroler Volk in seinen Weistümern“. Gotha, Perthes, 1904.

Grund der Weistümer etwas sicheres über das innerliche Verhältnis des Volkes zu den höhern Ständen auszusagen. Aber auch kaum auf Grund einer andern Quelle. Wir müßten da wissen, wie die Bauern im Wirtshause von der Herrschaft sprachen, wie sie sich zu den Bewegungen der großen Welt verhielten. Wir werden über diese Dinge wohl nie etwas erfahren.“ Und dabei liegen in mehreren neuen Ausgaben die Gedichte des tirolischen Ritters Oswalds von Wolkenstein vor, deren frischeste — aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts — eben Szenen zwischen Adel und Bauern mit naturalistischer Treue wiedergeben, die Teilnahme der Bauern an der Landespolitik gerade mit den erwünschten Lichtern grell streifen. Als erste Nebenbemühung für den Territorialhistoriker wird immer das Studium der Sprache des betreffenden Landes in Frage kommen. Dann werden in Zukunft auch die wiederholten Reproduktionen einer und derselben Urkunde in sprachlich sinnlos entstellter Form unmöglich werden, wie man ihnen ebensogut etwa in dem sonst wissenschaftlich trefflichen Trierischen Archiv*), von dem uns die neuesten Hefte zugegangen sind, wie anderswo begegnen muß. Schließlich werden dann auch solche teildisziplinarisch beschränkten Wünsche wegsallen, wie der, daß der Begriff Mittelalter bis an die französische Revolution heran auszudehnen sei (Trierisches Archiv, Ergänzungsheft VIII, S. IV), und statt dessen sich Einsicht für eine bessere, auf allerlei Gebiete begründete, in der Tat immer notwendiger werdende Neuperiodisierung unsrer Geschichte anbahnen.

Bunte Gemäldereproduktionen. Die Kunstgeschichte hat so lange überwiegend mit Photographien gearbeitet, daß nur die Entwicklung der Formen einigermaßen aufgehehlt worden ist. Welche große Entwicklung Raffael zwischen 1504 und 1507 im Sehen der farbigen Welt durchgemacht hat, hat noch kein Kunsthistoriker ausgesprochen. In einem der lesterschienenen Hefte von Seemanns „Galerien Europas“, die durch immer herrlichere bunte Reproduktionen der alten Meister erfreuen, findet man das Sposalizio und die Grablegung nacheinander und mag danach jene Entwicklung ermessen. Die Hauptsache ist: 1504 dunkelbunte Figuren vor einem hellen Gesamtton des Bildes, 1507 dunkelbrauner Grundton, aus dem die bloßen Gesichter, Arme und Knie vorn herausleuchten. Damit geht freilich Hand in Hand eine ungeheuer rasche Zunahme der Raumbeherrschung beim Malen, und — neben dem Studium Lionardos und Michelangelos — kommen als weitrer Einschlag Elemente der Begeisterung über neu ausgegrabne Antiken hinzu: der Joseph von Arimathia der Grablegung ist, was noch nirgends ausgesprochen worden zu sein scheint, nach dem damals soeben aufgefundenen Laokoon der berühmten Gruppe gemacht.

Die beiden Tiziane dieser Hefte, die Münchner Dornenkrönung und Venus und Cupido aus der Galerie Borghese, beides Alterswerke des Malerkönigs, sind vielleicht das allerbeste, was bisher an farbigen Nachbildungen alter Meister geboten worden ist. Die Schwarzweißreproduktionen des trefflichen Spemannschen „Museums“, die wir noch vor wenigen Jahren empfehlen durften, sehen daneben wie Totenköpfe aus. Besondern Dank wissen wir dem Verlag, daß er auch solche Meister des siebzehnten Jahrhunderts, die jetzt gewöhnlich beiseite gestellt werden, wie Moreelse, Salvator Rosa, Luca Giordano, dieses große Malergenies, Maratta in ausgezeichneten Reproduktionen vorführt. Viele, die mit den zahlreichen Publikationen der modernen Kunstgeschichte einigermaßen vertraut zu sein glauben dürfen, werden durch diese schöne Sammlung ihre Vorstellungen bereichert und ihre Gesamtanschauung berechtigt finden.

R. W.

*) Ergänzungsheft VIII, S. 93: Gegenwiesen.

